

*Von Ally Taylor und Carrie Price sind bereits folgende Titel erschienen:*

Die <i>Make-it-count</i> -Reihe	<i>New York Diaries</i>
Gefühlsgewitter	Claire
Gefühlsbeben	Sarah
Dreisam	
Sommersturm	

*Über die Autorin:*

Ally Taylor ist das Pseudonym der deutschen Autorin Anne Freytag. Freytag veröffentlicht Erwachsenen- und Jugendbücher; als Ally Taylor schreibt sie Liebesromane, die sie selbst gern als Popcornkinoliteratur bezeichnet. Anne Freytag liebt Musik und Serien, sowie die Vorstellung, durch ihre Geschichten tausend und mehr Leben führen zu können. Die *New York Diaries* schreibt sie im Wechsel mit der Autorin Adriana Popescu (alias Carrie Price)

ALLY TAYLOR

**NEW YORK**  
**DIARIES**  
P H O E B E

ROMAN

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Originalausgabe April 2017  
Knauer Taschenbuch  
© 2017 Knauer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Dieses Werk wurde vermittelt  
durch die Literarische Agentur Michael Gaeb.  
Redaktion: Martina Vogl  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: FinePic®, München / shutterstock  
Satz: Wilhelm Vornehm, München  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-51941-7

2 4 5 3 1

*Dieser Roman ist all denen gewidmet,  
die ein Faible für **unwahrscheinlich** schöne Geschichten  
haben. (Und für Leonardo DiCaprio.)*



Sonntag, 12. Juni 2016



PHOEBE.

Also, dann mal von vorne ...  
oder: Komm zurück! Komm zurück!

Ich starre auf penibel zusammengefaltete Hemden und dunkle Anzughosen. *Das glaube ich jetzt nicht. Das ist jetzt einfach nicht wahr.* Mein Körper ist erstarrt. Mein Verstand versucht, diesen Anblick zu verarbeiten, zu begreifen, was es bedeutet. Meine Hände sind zu kalt dafür, wie warm es ist, mein Magen knurrt in die Stille. Was für ein beschissener Tag. Was für ein *unbeschreiblich* beschissener Tag.

Ich möchte Leo davon erzählen. Von allem, was passiert ist. Aber das geht nicht, denn er ist in meinem Koffer, und der ist gerade sonst wo. Und nein, Leo ist kein Tier. Ich bin keine Geisteskranke, die ihre Katze in den Koffer stopft und auf das Beste hofft. Leo ist mein bester Freund. Und falls Sie jetzt denken, ich habe versucht, seine Einzelteile in einer Reisetasche von Kalifornien nach New York zu schaffen, liegen Sie falsch. Was für Katzen gilt, gilt erst recht für Leo. Vermutlich halten Sie mich spätestens jetzt für verrückt, aber ich kann es erklären. Das alles. Das mit dem Koffer und das mit Leo und warum er keine Ahnung hat, dass es

mich gibt. Doch dafür muss ich ein bisschen ausholen. Am besten beginne ich bei mir.

Mein Name ist Phoebe Steward, ich bin vierunddreißig Jahre alt und wohne zusammen mit meinem Mitbewohner George und einem kleinen fetten Kater namens Tony in einem Apartment in New York City. George ist ein paar Jahre jünger als ich und sieht auf eine tätowierte und gepiercte Art gut aus – was wahrscheinlich mit ein Grund dafür ist, dass die meisten Leute uns eine Freundschaft mit gewissen Vorzügen nachsagen. Aber die haben wir gar nicht. Wir sind einfach nur stinknormale Freunde mit stinknormalen Vorzügen – wie sich gegenseitig Kaffee oder Tee machen oder die Wäsche des anderen manchmal mit aufhängen. Es gab keinen betrunkenen Kuss, keine Nacht im Alkohol-Nebel, über die man Stillschweigen vereinbart hat. Nichts. Aber das glaubt uns keiner. Letztlich ist es uns zu blöd geworden zu widersprechen, was natürlich als eine Art verspätetes Eingeständnis gewertet wurde. Im Grunde ist es mir egal. Die Leute reden, und daran werde ich nichts ändern. Abgesehen davon hat das mit den Gerüchten um George und mich schon viel früher angefangen. Er war mein Praktikant. Den Rest können Sie sich vermutlich denken. Nach nicht einmal einer Woche nannten ihn alle George Lewinski, am Ende nur noch Lewinski. Er arbeitet längst woanders, aber den Spitznamen hat er behalten. Als er dann vergangenes Jahr auch noch bei mir eingezogen ist, war klar, dass er ihn nie wieder loswerden würde. Er stört sich nicht daran. Zumindest nicht an dem Spitznamen. Bei den Gerüchten bin ich mir nicht so sicher. Ich glaube, es wäre ihm egal, wenn Margo die Geschichten nicht auch

glauben würde. Falls Sie sich fragen, wer Margo ist, dazu komme ich gleich. Vorab: Wir arbeiten zusammen.

Ich bin Redakteurin bei NY TRND, einem Magazin, das von einer Handvoll Leute vor nicht mal ganz zwei Jahren gegründet wurde und letzten Sommer völlig überraschend durch die Decke ging. Begonnen hat alles mit einer Idee in einer winzigen Wohnung in Soho, inzwischen haben wir drei Etagen im Meatpacking District in einem Backsteingebäude mit großen Fenstern und Holzböden, die von unzähligen Sohlen glatt poliert wurden.

Jess, Margo und ich waren von Anfang an dabei. Und außer uns noch Pete, Daryl und Isaac. Wir kannten uns über viele Ecken – von der Uni, über Bekannte. Ich würde nicht unbedingt sagen, dass wir alle befreundet waren – Jess, Margo und ich schon, aber was die Jungs betrifft: Wir mochten einander. Ganz im Gegensatz zu unseren Jobs. So kam es zu einer Idee, von der vermutlich keiner von uns je gedacht hätte, dass sie einmal zu mehr werden würde als zu einer kleinen Randaneddote auf einer Party. So etwas wie: »Wisst ihr noch, damals, als wir dieses Magazin gründen wollten?« – geistesabwesendes Seufzen, versonnenes Nicken – »Stellt euch bloß mal vor, wir hätten das echt gemacht.«

Wir haben es echt gemacht. Anfangs waren wir zu sechst, jetzt sind wir knapp einhundert. Es ist eine von diesen Geschichten, die angeblich nur hier passieren und die den Mythos nähren, an den jeder glaubt, der nach New York City kommt: dass hier alles möglich ist.

Jess ist die Chefredakteurin bei NY TRND. Sie wohnt in einem Loft im Village, das man nur über eine Leiter

erreicht. Eine echte Herausforderung, wenn man zu viel getrunken hat – für mich ist es eigentlich immer eine. Sie müssen sich das so vorstellen: Man schließt die Tür auf, und der Boden befindet sich zweieinhalb Meter unter einem. Am anderen Ende des Zimmers ist eine Zwischendecke eingezogen, dort befindet sich ihr Bett. Jess sagt, sie muss keinen Sport machen, weil sie in einem Affengehege wohnt, in dem sie andauernd klettern muss. Es ist eine seltsame, wirklich tolle Wohnung, die perfekt zu ihr passt. Müsste man Jess in drei Worten beschreiben, würden sich wohl die meisten für tough, bodenständig und direkt entscheiden. Und das ist sie. Auf eine manchmal fast schon verletzend Art und Weise. Doch wenn man sie erst einmal kennt und es an ihrer harten Schale vorbeigeschafft hat, wird schnell klar, dass niemand aufmerksamer oder loyaler ist als sie. Ab und zu kommt es mir so vor, als hätte Jess unsichtbare Antennen, mit denen sie auf molekularer Ebene Änderungen in der Atmosphäre erkennen kann. Ein bisschen wie ein Hai, der Blut riecht. Das war bereits am College so. Keine Ahnung, wie sie das macht, aber sie bemerkt Veränderungen, lange bevor andere sie wahrnehmen. Dementsprechend unmöglich ist es auch, Jess zu überraschen.

Ich weiß nicht, ob es ein Fluch oder ein Segen ist, ich schätze, das kommt darauf an, worum es geht. Vor knapp sieben Monaten war es ein Segen. Na ja, vielleicht nicht gerade ein Segen, aber zumindest von Vorteil. Glück im Unglück. So kam das mit Stephen weniger aus heiterem Himmel. Jess hat damals gesagt, dass irgendetwas mit ihm nicht stimmt. Stephen ist ihr Mann – oder besser gesagt, war. Auf mich wirkte er jedenfalls wie immer. Gut gelaunt,

witzig, charmant. Aber ich lag falsch und Jess leider richtig. Die beiden waren über acht Jahre zusammen, vier davon verheiratet, und nach außen hin schien alles perfekt zu sein und sie so glücklich. Sieben Wochen später ist Stephen ausgezogen. Der Grund heißt Rebecca und ist schwanger von ihm. Seitdem besteht Jess' Leben aus atmen, arbeiten und so tun, als wäre alles okay. Ich weiß, dass das tapfere Gesicht nur eine Maske ist, und ich habe keine Ahnung, wie es dahinter aussieht. Doch ich glaube, es ist das Beste, sie in Ruhe zu lassen, sie nicht andauernd zu fragen, wie es ihr geht.

Margo sagt, dass Jess sich wieder erholen wird. Irgendwann, wenn die Wunden Zeit hatten zu heilen. Ich weiß nicht, ob das stimmt – ich hatte nie solche Wunden. Doch Margo glaubt daran. Sie gehört zu diesen ewig optimistischen Menschen, die einen mit ihrer positiven Art völlig verrückt machen können, und manche Dinge, die sie sagt, klingen ein bisschen wie Verse aus Glückskekzen oder wie Sprüche von Astrologie-Websites, aber irgendwie schafft sie es doch immer wieder, einen das Gute sehen zu lassen. Sogar dann, wenn man denkt, dass alles schwarz ist und das Gute tot. Als wäre sie eine Taschenlampe, die durch ihre Sicht auf die Welt alles in ein anderes Licht rückt.

Margo ist *Head of Design and Social Media* und fast immer eineinhalb Stunden früher als alle anderen in der Redaktion, weil sie die geisterhafte Ruhe der leeren Räume so magisch findet. Ich glaube, es liegt auch daran, dass ihr Apartment so winzig ist. Margos Wohnung befindet sich in einem kleinen zweistöckigen Gebäude in Tribeca über einem Laden, der *Tiny's* heißt. Das Haus sieht aus wie eine

Pralinenschachtel, rosa mit weißen Rahmen um die Fenster. Verstehen Sie mich nicht falsch, Margo liebt ihre Arbeit. Das tut sie wirklich. Sie begründet es damit, dass sie Sternzeichen Waage ist und damit *alles Schöne* liebt, aber ich denke, es hat auch damit zu tun, dass sie eine Armee von Mitarbeitern hat, die machen müssen, was sie will. Wenn sie über sie spricht, nennt sie sie meistens nur ihre *Drohnen*, jedoch ohne das böse zu meinen. Margo meint nie etwas böse, dafür ist sie viel zu nett. Sie hat etwas von einem hyperaktiven Kind, ist immer überdreht und auf eine Art wach, die ich nicht kenne. Sie treibt mich mit ihrem andauernden Sport fast in den Wahnsinn und ernährt sich religiös gesund. Margo gehört zu dieser Fraktion von Salat-Frauen, die einem mit ihrer gesunden Einstellung die Lust auf jeden Burger verderben. Mein Morgen beginnt mit einem starken Kaffee, ihrer mit einem nach unten blickenden Hund und einer Tasse grünem Tee. Manchmal frage ich mich, ob sie denkt, dass glutenfreies Essen eine Abkürzung in den Himmel ist, aber das behalte ich für mich. Entweder wäre sie nämlich beleidigt, oder ich hätte sie und eine Grundsatzdiskussion zum Thema »Gifte in unserem Essen« am Hals. Margo und ich sind grundverschieden. Und trotzdem befreundet. Ich würde sagen, damit sind wir der lebende Beweis dafür, dass man nicht unbedingt etwas gemeinsam haben muss, um sich zu mögen.

Abgesehen von Jess und Margo wären da noch Pete und Daryl – sie leiten die Bereiche *Druck* und *Fotografie* – und Isaac, der sich um alles kümmert, was mit Technik zu tun hat. Isaac ist ein als Hipster getarnter Nerd mit dunkler Hornbrille, schwarz-rot karierten Hemden und ausgewa-

schenen Skinny-Jeans. Sobald er jedoch den Mund aufmacht, verrät er sich: Er ist und bleibt ein Tecchi.

Und zu guter Letzt bin da noch ich. Phoebe. Die Frau, die all die Dinge ausprobiert, die unsere Leser interessieren könnten. Mal gehe ich zur Eröffnung eines neuen Lokals, mal bin ich Gast bei einem Koch-Flashmob in einer Privatwohnung, mal probiere ich die neueste Waxing-Variante. Ich flirte stellvertretend, teste Anmach-Sprüche oder probiere die aktuellen Unterwäschekollektionen – und dann schreibe ich in meiner Kolumne darüber. Jess hatte mir damals den Chefredakteur-Posten angeboten, aber ich habe ihn dankend abgelehnt. Ganz ehrlich, mir ist es so viel lieber. Weniger Verantwortung, weniger bürokratischer Mist, mehr Spaß. Ich mag meinen Job. Vor allem, weil kein Tag dem anderen gleicht. Ein Leben wie in *Und täglich grüßt das Murmeltier* wäre für mich ein Selbstmordgrund. Das und der Monat November – den ich deswegen grundsätzlich (natürlich bis auf Thanksgiving) bei einem guten Freund auf Hawaii verbringe.

Als noch niemand NY TRND kannte, musste ich ziemlich viele Türklinken putzen, um auf irgendwelche Presseverteiler oder Gästelisten gesetzt zu werden. Inzwischen kann ich mich vor Einladungen und Eintrittskarten kaum noch retten. Mein Leben ist zu einer Aneinanderreihung von Partys und Veranstaltungen geworden, ich werde regelrecht bombardiert – was in einer Stadt wie New York City fast so ist, als wäre einem eine gute Fee erschienen, nur dass deren Zauber meistens erst um Mitternacht losgeht und nicht endet. Leute schreiben mich an, ob ich zu ihren Gigs kommen, ihre Galerien besuchen oder etwas über ihre Theateraufführungen schreiben will. Ich bin wie die Made in

New York Citys Speck. Oder wie meine Schwester Eva – sie ist Veganerin – es formulieren würde: Du hast einen Schlüssel zur Schokoladenfabrik.

Ich weiß, dass es abgedroschen klingt, aber ich liebe diese Stadt. Alles daran. Ich bin wie eine Zelle von einem riesigen, lebendigen Organismus. Ich liebe die Straße und das Gebäude, in dem ich wohne. Die Leute hier sind unkompliziert. Es ist anonym, aber man geht nicht verloren. Hier lebt alles – von der alleinerziehenden Mutter bis hin zum alteingesessenen Rentnerpärchen, das noch von der Prohibition erzählen könnte. Ich habe das Apartment über Andrew, einen ziemlich lässigen Typen, den ich kenne, weil ich vor knapp drei Jahren einmal etwas über seine Bar geschrieben habe. Sie heißt *The Gym*, macht aber mehr Spaß. Damals war Andrew gerade neu in die Stadt gekommen und die Bar noch ein Geheimtipp. Man könnte auch sagen, sie war leer. Das ist jetzt anders. Andrew hat dank mir mehr Gäste bekommen und ich dank ihm eine Wohnung im Knights Building.

Im obersten Stockwerk gibt es nur zwei Parteien. George und mich und Jamie Witter. Ich habe erst vor kurzem herausgefunden, dass er freiberuflich für uns schreibt. Es ist eine Kolumne, die »The Jungle Book« heißt – einer meiner persönlichen Favoriten des Magazins; ich lese sie immer als Erstes. Jamie ist also mein Nachbar und Kollege. Und um den Inzestfaktor auf die Spitze zu treiben, vögelt er seit etwa zwei Monaten unsere gemeinsame Freundin Jess. Ich glaube, sie benutzen sich gegenseitig, und das macht es irgendwie okay. Eine Situation, die mir vage bekannt vorkommt. Gabriel und ich kommen auch am besten miteinander klar, wenn wir nackt sind und nicht sprechen – was

gewisse Nachteile mit sich bringt, wenn man bedenkt, dass er mein Boss ist und wir uns folglich nicht so leicht aus dem Weg gehen können.

Sie wundern sich jetzt vielleicht darüber, dass wir einen Boss haben. Manchmal wundert mich das auch. Der Erfolg des Magazins und der dazugehörigen Website kam so plötzlich, dass wir alle total überfordert davon waren. Also haben wir abgestimmt und einen CEO eingestellt, der aufpasst, dass unsere Kreativität nicht mit uns durchgeht. Das kann Gabriel wie kein anderer. Er ist eine absolute Spaßbremse. Also, zumindest in der Redaktion. Gabriel ist ein brillanter, überwiegend schlechtgelaunter und ziemlich gutaussehender Typ, von dem ich kaum etwas weiß – mit dem ich aber trotzdem immer wieder schlafe. Angefangen hat das Ganze vor knapp zehn Monaten, kurz nachdem Gabriel den CEO-Posten übernommen hat. Seitdem nehme ich mir fest vor, es nicht wieder zu tun. Drei Mal können Sie raten, wie gut das bisher funktioniert hat. Zu meiner Verteidigung muss ich anmerken, dass es nicht einfach ist, zu so einem Mann nein zu sagen. Er sieht aus wie Don Draper aus *Mad Men* und ist auf eine perfekte Art älter als ich. Er trägt Anzüge, ohne albern darin auszusehen, und die tiefe Falte zwischen seinen Augenbrauen ist wie ein Ausrufezeichen hinter seiner Sexiness. Wir harmonieren perfekt. Zumindest im Bett. Sonst eher weniger.

Meine jüngere Schwester – man darf auf keinen Fall kleinere sagen, sonst tickt sie völlig aus – ist der Meinung, dass alles okay ist, solange ich nicht *mehr* von ihm will. Eva ist davon überzeugt, dass es, grob unterteilt, zwei Sorten von Männern gibt. Die zum Heiraten und die für den schnellen

Sex zwischendurch, und dass es zu den schwierigsten Aufgaben der modernen Frau zählt, Typ eins und Typ zwei voneinander zu unterscheiden. Sie hat Gabriel nie kennengelernt, aber das muss sie auch nicht – Evas Ferndiagnosen sind legendär. Und sie sagt, er ist Typ zwei. Klingt wie eine Krankheit, und so fühlt es sich teilweise auch an.

Mom versteht das alles nicht. Sie findet, ich hätte schon längst »jemand Nettes« finden müssen. *Du bist doch klug und hübsch*. Aber manchmal glaube ich, dass genau das das Problem ist. Das *Und*. Klug *oder* hübsch wäre vielleicht besser. Zumindest wäre es einfacher. Abgesehen davon suche ich gar nicht »jemand Nettes« – etwas, das Mom überhaupt nicht verstehen kann. Ich mag Männer, ja. Ich habe eine gute Zeit mit ihnen. Aber deswegen will ich sie noch lange nicht andauernd um mich haben. Schon gar nicht, wenn es sich um dasselbe Exemplar handelt. Mom würde es niemals zugeben, aber es geht ihr nicht primär darum, dass ich einen Mann finde. Sie weiß, dass ich auch ohne glücklich bin – der Song »Ex's & Oh's« von Elle King ist nicht umsonst eines meiner absoluten Lieblingslieder. Was meine Mutter will, sind Enkel. Und da Eva keine Kinder haben möchte, bleibe nur ich übrig. Was enttäuschend genug für sie ist.

Mom hat es nicht gesagt, aber sie kann Gabriel nicht leiden – und das auch ganz ohne ihn zu kennen. Sie findet, dass er seine übergeordnete Stellung mir gegenüber ausgenutzt hat. Bei *Stellung* musste ich lachen, aber sie fand das gar nicht lustig. Mom ist der Meinung, dass man *nicht am selben Ort scheißt, an dem man isst*. Entschuldigen Sie bitte die Ausdrucksweise, aber genau so hat sie es formuliert. Und im Kern hat sie recht. Dennoch denke ich, es wäre

völlig okay für sie, wenn ich ihr erzählen würde, dass ich schwanger von ihm bin. Was solche Dinge betrifft, ist unsere Mutter sehr pragmatisch. Immerhin wären es kluge und hübsche Enkel. Was will man mehr? Also sie, nicht ich.

Ich mag Kinder, aber ich habe es nicht eilig damit, welche zu bekommen – etwas, das meine Frauenärztin jedes Mal mit einem bedeutungsschwangeren, ja fast schon vorwurfsvollen Blick kommentiert, als wollte sie mich daran erinnern, dass meine Eier sich unaufhaltsam ihrem Verfallsdatum nähern. Sie schaut mich dann immer an, als hätte ich sie falsch gelagert und als wäre alles meine Schuld. Ich glaube, in ihren Augen stehe ich direkt an der Schwelle zum Biomüll. Lebensziel verfehlt. Und meine Mutter scheint ihr irgendwie recht zu geben. Dad und ich sprechen nicht über so was. Weder übers Kinderkriegen noch über Sex. In seiner Welt sind seine Töchter die Jungfrauen Eva und Phoebe, und ich glaube, er will, dass das auch so bleibt – was mir, ehrlich gesagt, entgegenkommt. Zwei Eltern, die mir wegen Enkeln in den Ohren liegen, wären auch zu viel.

Falls Sie sich fragen, ob ich mal Kinder will ... Kann sein. Aber noch nicht jetzt. Und ganz sicher nicht von Gabriel. Genau deswegen sollte ich auch aufhören, mit ihm zu schlafen. Bei meinem Glück platzt das nächste Mal das Kondom, und ich bekomme Drillinge. Nicht auszudenken. Mein Verstand weiß das alles. Trotzdem passiert es immer wieder. Wir besuchen irgendeine Veranstaltung zusammen, zu der er sich kurzerhand als mein Boss selbst einlädt, danach bringt er mich nach Hause und dann noch nach oben, und plötzlich bin ich nackt und er auch ... Und dann führt eins zum anderen ...

Es ist wie ein Kniesehnenreflex. Gegen den kann man schließlich auch nichts tun.

Jetzt bin ich völlig vom Thema abgekommen. Wo waren wir? Ah ja, richtig, bei meiner Familie. Meine Eltern leben in Brooklyn, noch immer in dem Haus, in dem meine Schwester und ich aufgewachsen sind. Ich besuche sie regelmäßig. Meistens donnerstags. Eva lebt in Boston – nicht wirklich weit weg und doch zu weit. Davor haben wir uns ein winziges Apartment in Soho geteilt. Es war im Grunde nicht mehr als ein Loch mit zwei Fenstern, aber mit Eva war mir das egal. Wir haben eine ganze Weile dort gewohnt. Bis sie vor zwei Jahren mit ihrem damaligen Freund – und jetzt Ehemann – nach Boston gegangen ist.

Ungefähr so muss es sich anfühlen, wenn einem ein Bein amputiert wird. Eva war eine der Achsen, um die sich mein Leben gedreht hat. Das ist sie immer noch, aber eben anders. Früher war sie da. Sie war da, solange ich denken kann. Ich glaube, sogar noch länger. Und dann war sie es plötzlich nicht mehr. Ich weiß, dass sie glücklich ist. Und das ist das Wichtigste. Abgesehen davon hören wir uns jeden Tag. Meistens über Sprachnachrichten – wir sind total süchtig danach –, und abends schauen wir oft zusammen die *Tonight Show*. Beide am Laptop über Skype. Jonathan, das ist Evas Mann, findet das zwar manchmal ganz schön nervig, aber dann sagt sie nur: »Liebling, ich habe meine Schwester deinetwegen verlassen, lass uns wenigstens Jimmy«, und das bringt ihn zum Schweigen.

Ich bin kein Fan-Girl, ganz im Gegenteil, aber ich *liebe* Jimmy Fallon. Ich habe sogar einen von diesen hässlichen und überteuerten schwarzen Kaffeebechern mit dem Mond

und der blauen Schrift, die eigentlich nur Touristen kaufen, wenn sie Radio City besuchen. Ehrlich gesagt, habe ich sogar zwei: einen zu Hause und einen in der Redaktion. Meine Freunde lachen mich deswegen aus, aber Jimmy ist so etwas wie meine Religion. Margo hat ihre Chia-Samen, ich habe die *Tonight Show*. Wäre nicht schon Leo mein Leo, wäre es vielleicht Jimmy geworden.

Womit wir endlich beim eigentlichen Thema angekommen wären: Leo. Und was er in meinem Koffer zu suchen hat.

Ich war zwölf Jahre alt, als ich ihn das erste Mal gesehen habe. Es war in *Unser lautes Heim*. Damals hat er einen Straßenjungen namens Luke gespielt, und ich wusste sofort, dass wir die besten Freunde wären, wenn er nur wüsste, dass es mich gibt.

Viele Kinder haben einen imaginären besten Freund, doch die meisten legen ihren ab, sobald sie *echte* finden. Nur dass bei mir das eine nie etwas mit dem anderen zu tun gehabt hat. Ich hatte immer Freunde. Und ich hatte immer Eva. Aber deswegen auf Leo verzichten? Niemals. Abgesehen davon habe ich ihn mir ja nicht eingebildet. Leonardo DiCaprio existiert schließlich. Jeder kennt ihn. Nur er mich nicht.

Dieses vielleicht nicht ganz unwichtige Detail konnte mich jedoch nie davon abhalten, ihm mein Herz in unzähligen Briefen auszuschütten. Natürlich habe ich sie nie abgeschickt, wo denken Sie hin? Ich sagte doch bereits, dass ich kein Fan-Girl bin. Wenn man es genau nimmt, schreibe ich einfach anstelle von *Liebes Tagebuch Lieber Leo*. Eigentlich ist es ein Tagebuch, nur ohne ein Tagebuch zu sein, weil

mir die immer irgendwie zu mädchenhaft waren. Im Gegensatz dazu war, Leo zu schreiben, wie eine – zugegebenermaßen sehr einseitige – Brieffreundschaft.

Erfunden oder nicht, Leo ist mein bester Freund. Es gibt keinen Mann, der mehr von mir weiß oder der mich besser kennt, keinen, vor dem ich jemals so sehr ich selbst war. Leo hat mich beim Erwachsenwerden begleitet, kennt meine Ex-Freunde und jedes Detail meiner One-Night-Stands. Er weiß, wann ich zum ersten Mal meine Tage bekommen habe – eine Woche vor meinem vierzehnten Geburtstag – und wie mein erster BH aussah – schwarz, aus Baumwolle und winzig. Er weiß, dass der Typ, mit dem ich zum ersten Mal geschlafen habe, einen Hunger-Atem und wunderschöne blaue Augen hatte. Leo weiß alles. Über mich und meine Freunde. Über meine Träume und Ängste. Er kennt jedes schmutzige Geheimnis und auch die Gedanken, die ich niemals laut aussprechen würde. Er kennt mein unzensiertes, ungeschminktes Ich. Und ein Teil dieses unzensierten, ungeschminkten Ichs befindet sich in diesem Moment in meinem Koffer – und der ist vermutlich in irgendeiner Wohnung irgendwo in New York City.

Ich glaube, ich verstehe erst jetzt so richtig, wie sich Rose DeWitt Bukater gefühlt hat, als sie dabei zusehen musste, wie Jack Dawson in den eiskalten Tiefen des Atlantiks unterging. Ich treibe vielleicht nicht halb erfroren auf einer Holztür im Meer herum und pfeife einem sich entfernenden Rettungsboot hinterher, dafür stehe ich neben einem schwarzen Koffer, der haargenau so aussieht wie der, den ich heute Morgen in San Francisco aufgegeben habe. Der es aber eindeutig nicht ist.

PHOEBE.

Ich packe meinen Koffer –  
oder: What the ...?

Die Luft in meinem Zimmer schmeckt abgestanden und riecht nach den vergangenen vier Wochen, in denen niemand gelüftet hat. Wenn man George nicht explizit sagt: »Mach ein Mal die Woche das Fenster auf«, wird er es auch nicht tun. Ich glaube, das ist eine Praktikantenkrankheit, die er seit dem Weggang vom Magazin nie ganz abgelegt hat. Manche Dinge muss man ihm antragen, sonst passieren sie einfach nicht.

Ich schaue noch immer auf die penibel zusammengefalteten Hemden und dunklen Anzughosen, auf den marineblauen Kulturbeutel daneben, die Socken. Ich hatte keine Ahnung, dass man so packen kann. Mit so viel System.

Vielleicht ist dieser Moment ja gar nicht real?, flüstert die Hoffnung in meinem Kopf. Vielleicht träume ich das gerade nur. Vielleicht ist es erschreckend echt, aber erfunden. Eine Lüge meines Gehirns, die ich glaube, weil ich noch schlafe. Vielleicht muss ich nur aufwachen. Vielleicht klingelt jeden Moment der Wecker, und ich bin noch in San Francisco.

Mein Zeh pocht dumpf und schmerzhaft und zerstreut damit meine letzten Zweifel. Der Schmerz ist zu echt. Er zieht mein Bein hoch, als wollte er mir die Realität bestätigen. Als wollte er sagen: *Du bist vielleicht müde, aber das gerade ist wahr. Du bist wach. Du bist zurück in New York City. In deiner Wohnung. In deinem Zimmer. Und das da vor dir ist keine Halluzination.*

Ich weiche der Wahrheit aus und schaue hoch. Mein Blick verliert sich im unbestimmten Nichts, bleibt an Staubpartikeln hängen, die reglos in der Luft stehen, so wie ich vor diesem Koffer. Sonnenstrahlen dringen wie goldene Schwerter durch die schmutzigen Scheiben und machen den Staub zu Diamanten. Ich atme seufzend aus, die Partikel vor meinem Gesicht tanzen, dann klappe ich den Koffer zu und wieder auf, als würde ich hoffen, dass das den Inhalt neu lädt. Aber da sind immer noch die Hemden und der Kulturbeutel und diese verdammte Ordnung, die im absoluten Gegensatz zu dem Chaos in meinem Kopf steht. Mein rechtes Augenlid zuckt, mein Zeh schmerzt, und meine Haut ist von der Flugzeugluft total ausgetrocknet. Die Müdigkeit nagt an meinem Verstand und verlangsamt meine Gedanken. Ich bin auf eine Art erschöpft, die ich überall spüre.

Meine letzte Nacht in San Francisco war kurz. Zu kurz. Und nein, ich habe nicht ausgelassen gefeiert, ich war nicht in irgendeinem Club, habe nicht getrunken, sondern bin früh ins Bett gegangen. Neben mir auf dem Boden lag mein fast fertig gepackter Koffer, in meinem Bauch eine warme Vorfreude auf zu Hause. Mein Bewusstsein wollte sich gerade ergeben, die Gedanken loslassen, wegdriften ... Ich war quasi bereits mit einem Fuß in anderen Sphären, als

plötzlich ein markerschütterndes Kreischen die Stille der Nacht zerschnitten und mich mit rasendem Herzen und zitternden Händen in die Realität zurückgeholt hat. Eine Realität, in der das Kleinkind aus dem Nachbarzimmer plärrte, als würde es bei lebendigem Leib in hauchdünne Scheiben geschnitten. Ich saß senkrecht und schwitzend in meinem Kingsize-Bett und wusste nicht, ob ich die *Child Protective Services* anrufen oder nach nebenan gehen und das Kind erdrosseln soll.

Als mich der Wecker dann gefühlte sieben Minuten später aus einem nervösen Schlaf gerissen hat, war das wie ein Auffahrunfall. Ich bin mit brennenden Augen in Richtung Bad gestolpert, doch anstatt *durch* die Tür zu gehen, habe ich meinen kleinen Zeh lieber mit voller Wucht in den Türstock gerammt. Meine Motorik war wohl genauso kaputt wie ich. Der Knochen hat geknackt und ich geschrien – war vielleicht meine Rache an dem Baby. Eine ziemlich dämliche Rache, wenn man bedenkt, dass sie mir mehr weh getan hat als ihm.

Ich habe unter Tränen geduscht, mich unter Tränen fertig gemacht und dann im Taxi ein staubtrockenes und hartes Marmeladencroissant vom Frühstücksbüfett gegessen, das Margo vermutlich *Diabetes mit Erdbeergeschmack* genannt hätte. Das Frühstück war lausig, aber ob Sie es nun glauben oder nicht, es war das Highlight meines Morgens – aus meiner jetzigen Sicht, vielleicht sogar des ganzen Tages.

Eigentlich hatte ich vor, für die Rückreise Sneakers anzuziehen, habe diese Idee angesichts meines pulsierenden Zehs aber ganz schnell wieder verworfen und mir in der Hotel-Lobby ein Paar Birkenstocks in Rosé-Goldmetallic gekauft. Zusammen mit ein paar BHs mit passenden Hös-

chen, weil sie reduziert waren und ich dachte, sie würden mich irgendwie aufheitern. Jetzt heitern sie jemand anderen auf. Wie auch immer, ich habe die Unterwäsche und meine hellgrauen Nike Air Max mit neongelber Sohle zu Leo in den Koffer gepackt, die Zähne zusammengebissen und alles Weitere stoisch hingenommen: den Stau zum Flughafen, das Einchecken, die Sicherheitskontrollen, den holprigen Start, das Plastik-Flugzeug-Essen, ja sogar das verkniffene Lächeln der mies gelaunten Stewardess.

Die Maschine hat holprig aufgesetzt und ich mich auf Internet und gute Nachrichten gefreut. Aber es gab nur eine, in der stand, dass Margo mich doch nicht abholen kann, weil sie eine schlimme Migräne-Attacke hat. Ich weiß, wie die bei ihr aussehen: Sie hat massive Sehstörungen und hört für ein paar Stunden nicht mehr auf, sich zu übergeben. Trotzdem war ich sauer. Nicht auf Margo, sondern auf alles andere. Die Welt, meinen Fuß, die Tatsache, dass ich fast einen Monat weg war, aber niemand am Flughafen auf mich warten wird. Kein Schildchen aus Pappe, auf dem in schwarzem Edding *Phoebe Steward* steht. Bei so was bin ich komisch. War ich schon immer.

Ich habe tief durchgeatmet und Margo geschrieben, dass ich hoffe, dass es ihr bald bessergeht, und dass ich mich auf sie freue. Schließlich kann sie nichts dafür, dass ihr Gehirn mangelhaft durchblutet ist. Außerdem gehe ich davon aus, dass sie gerade lieber mich abholen würde, als sich die Seele aus dem Leib zu kotzen.

Mein Koffer war einer der ersten, der auf das Band gespuckt wurde. Vielleicht hätte mich das stutzig machen sollen, weil es so gar nicht zu meinem restlichen Tag gepasst

hat. Aber das hat es nicht. Ich Idiotin habe mich doch tatsächlich noch gefreut. Und es hat mich nicht einmal gewundert, dass die hintere rechte Rolle, die sonst immer klemmt, immer, jedes Mal, plötzlich reibungslos lief. Ich wollte einfach nur nach Hause, meinen Fuß hochlegen und mit George quatschen – der, als ich dann endlich ankam, nicht mal da war. Kein Zettel in der Küche, nichts. Ich habe einen Tee aufgesetzt und meinem Dad die obligatorische »Ich bin wieder da«-Nachricht geschrieben, was offensichtlich weder ihn noch Mom besonders interessiert hat, denn bisher kam keine Antwort. Ich habe Eva eine siebenminütige Sprachnachricht aufgenommen, die dann aber, passend zum Tag, direkt in dem kleinen roten Abfalleimer von WhatsApp verschwunden ist. Sieben Minuten meines Lebens, die nun für immer weg sind. Der Einzige, der sich gefreut hat, mich zu sehen, war Tony. Sie erinnern sich? Der dicke Kater? Er ist weiß-grau getigert und hat diesen blauen, leicht schielenden Blick, der ihn immer ein bisschen so aussehen lässt, als würde er lächeln. Und als wäre er doof. Aber auf eine niedliche Art und Weise.

Ich wollte nur kurz meine Jogginghose aus dem Koffer holen und mich dann mit Tony auf dem Schoß, einer frischen Tasse Tee und einer riesigen Portion Selbstmitleid bei Leo über alles auslassen, was mich nervt. Und danach wollte ich meine schlechte Laune und die schmutzige Wäsche für ein paar Stunden ignorieren und kurz zu meinen Eltern fahren, danach vielleicht mit Eva Jimmy Fallon schauen. Oder mit George etwas kochen – natürlich nur, falls ihm irgendwann wieder eingefallen wäre, dass ich heute nach Hause komme.

Stattdessen stehe ich jetzt hier und starre auf schwarze Herrensocken. Tony geht mir um die Waden, schmiegt seinen kleinen, warmen Körper an mich, schnurrt. Ihm ist das alles egal. Und global gesehen ist es das auch. Doch in der Enge meines Zimmers ist es eine Katastrophe. Kurz spiele ich mit dem Gedanken, Eva noch eine Sprachnachricht zu schicken, aber allein bei der Vorstellung, dass sie wieder im Nichts verschwinden könnte, sammelt sich die Wut in meinem Bauch, und ich greife statt nach meinem Handy trotzig nach dem fremden Kulturbeutel und öffne ihn.

*Wow. Welcher Mensch ist, bitte, so ordentlich? Da bekommt man ja Angst.* Sie denken jetzt vielleicht, ich übertreibe, aber das tue ich keineswegs. Der Inhalt dieser Tasche ist genauso akribisch gepackt wie der Rest. Entweder hat dieser Typ eine psychische Störung, oder er ist beim Militär. Anders kann ich mir das nicht erklären. Die Duschutensilien stehen stramm wie kleine Soldaten um eine dunkelblaue Zahnbürste, als würden sie sie bewachen. Die Borsten sind kerzengerade. Wahrscheinlich putzt dieser Kerl nie seine Zähne. Oder er hat das mit dem optimalen Druck echt raus. Ich lege den Kulturbeutel zurück und klappe den Koffer zu. Von außen könnte es meiner sein. Er hat sogar den gleichen beschissenen Aufkleber auf der Vorderseite – ein Zitat von Mark Knopfler, dem Sänger der Dire Straits. Wie wahrscheinlich ist es, bitte, dass sich zwei so unterschiedliche Menschen erst für dasselbe Koffermodell entscheiden und dann auch noch den gleichen Aufkleber draufkleben? Oder wie sehen Sie das? Ich meine, dieser Typ ist mein männliches Negativ. Er ist die Ordnung, und ich das Chaos. Wir sind Antagonisten, er weiß, ich schwarz, Gegenspieler auf

einem Schachbrett, die sich nie begegnet sind. Bei dem Gedanken, dass gerade irgendwo in New York City ein gestörter Soldat oder sonst ein Ordnungsfreak mit einer Vorliebe für teure Anzüge und einschüchternd perfekt gefalteten Socken meine Sachen durchsieht, wird mir ganz anders.

Ich sinke neben dem Koffer aufs Bett.

Ja, es ist schade um die Schuhe. Und um die Klamotten. Und um die neuen BHs. Und mir missfällt auch der Gedanke, dass jetzt irgendein Fremder meine getragene Unterwäsche hat. Doch das alles wäre nicht so wichtig. Das alles wäre mir egal.

Hätte ich nur Leo.